

VERONIKA AHRER

Man sieht es nicht

Eklampsie - nichts ist mehr, wie es war

© 2026 Autorin: Veronika Ahrer

Die Schreibweise mit „ss“ statt „ß“ folgt der in der Schweiz üblichen Rechtschreibung. Da die Autorin in der Schweiz lebt, wurde diese Variante konsequent im gesamten Text verwendet.

Lektorat: Isabel Zwyssig

Layout: Klaudia Ahrer

Druck und Vertrieb im Auftrag der Autorin:
Buchschniede von Dataform Media GmbH
Julius-Raab-Straße 8
2203 Großbebersdorf
Österreich

www.buchschniede.at – Folge deinem Buchgefühl!
Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:
info@buchschniede.at

ISBN:

Hardcover: 978-3-99192-579-8

E-Book: 978-3-99192-842-3



Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und der Autorin unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Veronika Ahrer wurde 1944 als ältestes von sieben Kindern in Weyer an der Enns in Österreich geboren. Dreizehn Jahre später übersiedelte die Familie nach Saalfelden im Pinzgau. Nach der Schulzeit absolvierte sie eine Ausbildung zur Einzelhandelskauffrau.

Im Laufe ihres Berufslebens arbeitete sie überwiegend im Servicebereich, was sie zunächst nach Liechtenstein und später in die Schweiz führte. Dort lernte sie ihren späteren Lebensgefährten Charly kennen, mit dem sie zwei Kinder bekam.

„Doch ihre zweite Schwangerschaft verlief dramatisch: Aufgrund einer Eklampsie geriet sie in eine lebensbedrohliche Situation. Das Schreiben wurde für sie später zu einem Weg, um das Geschehene zu verarbeiten und sich kritisch mit der damaligen Behandlung auseinanderzusetzen.“

Foto: Veronika Ahrer, 1972 – vor ihrer zweiten Schwangerschaft



Im **Tages-Anzeiger** vom 21. Oktober 2024 schreibt **Isabel Zwyssig** über Veronika's Geschichte. Hier folgt eine kurze Zusammenfassung des Artikels.

Während ihrer Schwangerschaft in den 1970er-Jahren hatte Ahrer eine schwere Schwangerschaftsvergiftung (Präeklampsie) entwickelt, die in eine lebensbedrohliche Eklampsie überging. Ihr Arzt hatte ihre Beschwerden nicht ernst genommen und wichtige Untersuchungen unterlassen – mit gravierenden Folgen: Ahrer fiel ins Koma, ihr Kind kam zu früh zur Welt und lebt mit einer Behinderung.

Noch Jahrzehnte später leidet Ahrer unter gesundheitlichen Einschränkungen wie Lähmungen, Gedächtnisproblemen und Depressionen. Ihr Fall zeigt auch, wie stark das Machtgefälle zwischen Arzt und Patientin damals war.

Der Artikel ordnet ein: Eklampsie ist die schwere Form einer Schwangerschaftsvergiftung und kann zu Krampfanfällen und lebensgefährlichen Komplikationen führen. Heute ist sie dank besserer Diagnostik und Aufklärung selten geworden.

Zugleich zeigt der Text, wie wichtig es ist, Patientinnen ernst zu nehmen, ihre Beschwerden früh abzuklären und sie stärker in medizinische Entscheidungen einzubeziehen.

Fotograf: Urs Jaudas



*„Immer kurz vor zwölf, wenn keine Hoffnung
mehr blieb, erhellte mich ein Licht.“*

Erster Teil

Einleitung

Es liegt mir eigentlich nicht, mit dem Schlimmsten zu beginnen, das mir in jungen Jahren widerfahren ist – aber ich muss es einfach loswerden.

Mein zweites Kind kam am 9. Dezember 1973 zur Welt. Etwa im fünften Monat ging ich zur ersten Kontrolle zu Dr. K. Alles schien in Ordnung, und ich rechnete mit einer Harnuntersuchung, die jedoch nicht durchgeführt wurde. Sie sei nicht nötig, sagte der Arzt. «Nun denn», dachte ich, «er wird schon wissen, was er tut.»

Im siebten Monat berichtete ich ihm von Völlegefühl, einem eigenartigen Gefühl und allgemeinem Unwohlsein. Das Ohrensausen war schlimm, Appetit hatte ich kaum. Ich fragte erneut nach einer Urinuntersuchung – doch wieder dieselbe Antwort: «Das ist nicht nötig. Ausserdem sind Sie zu dick. Sie müssen abnehmen, salzlos essen.» Dabei hatte ich höchstens sechs Kilo zugenommen. Er unternahm nichts – und in mir stieg ein mulmiges Gefühl auf. Ich musste ihm wohl oder übel vertrauen.

Hätte ich damals nur mehr Mut gehabt, darauf zu bestehen oder eine Zweitmeinung einzuholen! Aber damals war man als Patientin noch weitgehend unmündig. Er gab mir einen weiteren Termin im Dezember. Ich sagte: «Ja gut, aber da werde ich nicht mehr da sein.» Ich betonte ausdrücklich mein ungutes Gefühl – dass etwas Schlimmes bevorstünde, das mich daran hindern werde, zu erscheinen.

Weihnachten rückte näher, und die Frage stellte sich, wo wir die Feiertage verbringen wollten – bei Schwiegermutter und Schwager in La Chaux-de-Fonds oder bei uns. Letzteres wäre mir zu viel gewesen. Aber ich spürte ganz deutlich: Ich werde nicht da sein. Als ich das meinem Mann Charly sagte, sah er mich ungläubig an. «Bist du noch bei Trost? Was redest du da für einen Quatsch!»

Samstag, 8. Dezember 1973, gegen fünf Uhr morgens. Eine mächtige Unruhe trieb mich um. Ich lief hin und her, mir war fürchterlich schlecht. «Ich kann doch den Arzt nicht so früh aus dem Bett jagen – ich warte noch.» Zwischen sechs und sieben Uhr rief ich ihn schliesslich doch an. Er war ungehalten: «Was haben Sie? Wehen? Konnten Sie nicht früher kommen? Na, dann kommen Sie schnell. Ich habe nicht viel Zeit – muss zum Flughafen!»

Ohne Untersuchung gab er mir ein Medikament und verabschiedete sich. Auf der Rückfahrt erbrach ich – alles grün und blau. Zuhause fühlte ich mich ausgelaugt und leer. Charly musste zur Arbeit und bat die Abwartin, Frau Anna Raich, zwischendurch nach mir und unserer Tochter Jacqueline zu sehen. Sie bemerkte, dass ich schlief, und ging einkaufen. Viel später erzählte sie mir, wie sehr sie sich dafür schämte, nicht dagewesen zu sein.

Gegen 13 Uhr überkam mich erneut eine grosse Unruhe. Wie eine Furie lief ich den langen Gang auf und ab. Etwas war ganz und gar nicht in Ordnung.

«Mein Gott, ich zerplatze in tausend Stücke. Mich zerreisst es wie einen Ballon. Plopp – gleich bin ich weg. Ich muss etwas tun, bevor es zu spät ist. Was ist los mit mir? Was soll ich tun? Ich bin völlig durcheinander, in Panik wie nie zuvor. Ich werde nicht mehr da sein!»

Jacqueline, fast drei Jahre alt, sah mich mit grossen Augen an. Ich

sah sie ebenfalls – aber sie schien so weit weg. Irgendwie war ich nicht mehr richtig da.

«Wen soll ich benachrichtigen? Das Telefon! Wo ist das Telefon, wo sind die Nummern? Wen zuerst – den Notruf? Ja, Notruf! Dann Charly!»

Bis ich das Telefon und die Nummern endlich in der Hand hielt, kam es mir wie eine Ewigkeit vor.

«Ich muss mich beeilen! Ich habe keine Zeit mehr. Ich zerplatze. Gleich bin ich weg. Jacqueline ...»

Wer der oder die Erste war, die ich telefonisch erreichte – ich weiss es bis heute nicht. Ich bin abgetreten.

Erstes Kapitel

Nach Berichten lag ich sieben bis acht Tage im Koma.

Als ich das Bewusstsein wiedererlangte, sah ich eine Krankenschwester. Sie lächelte mich freundlich an – ihre Stimme, ihr Dialekt wirkten vertraut und heimisch. Sie stammte aus der Steiermark, aus Graz. Das beruhigte mich, ich fühlte mich plötzlich geborgen. Wir plauderten über alles Mögliche – auch darüber, wie ich in die Schweiz gekommen war. Ich erinnere mich, dass wir sogar gemeinsam lachten.

Als sie mich fragte, ob ich wisse, warum ich hier sei, musste ich verneinen. Ich hatte keine Ahnung. Als ich dann hörte, dass ich ein Kind – eine Tochter – geboren hätte, war ich fassungslos. Wie konnte sie so etwas sagen? Ich wehrte es entschieden ab:

«Nein, das ist unmöglich! Niemals! Wie können Sie so etwas behaupten? Ich habe kein Kind geboren! Das kann nicht sein – das wüsste ich doch!»

Ich wurde wütend. Es war unvorstellbar – wie sollte das in meinen Kopf passen? Ein Kind? Nein! Unmöglich!

Die folgenden Tage waren ein einziges inneres Chaos. Ich verstand nichts und erinnerte mich an nichts. In mir: Leere. Ein Kind? Niemals!

Einige Tage später kam ein kleines Mädchen mit einem Mann in mein Zimmer. Man sagte mir, das seien mein Ehemann und meine Tochter Jacqueline. «Aha ... ja, dann wird das wohl so sein.» Aber wie sollte ich das begreifen? Ich rang um Erinnerungen – vergeblich. In mir war alles blockiert, wie vor einer Mauer, durch die ich nicht durchkam.

Während eines Besuches meiner Schwiegermutter verspürte ich plötzlich eine wohlig warme Empfindung im Unterbauch. Als ich nachsah, entdeckte ich Blut. Sofort wurde ich in den OP gebracht: Meine Kaiserschnittnarbe war aufgesprungen – die Klammern hatten sich gelöst. Die Ärzte meinten, sie hätten mir mit den Klammern eine «schönere» Narbe hinterlassen wollen.

Im Krankenzimmer lag ich meist allein. Eines Tages schoben die Schwestern eine junge Mutter mit ihrem Baby zu mir. Ich freute mich über die Gesellschaft. Doch kurz darauf wurden beide wieder aus dem Zimmer gebracht. Auf meine Nachfrage sagte man mir:

«Es ist unverantwortlich und nicht sinnvoll, wenn Sie zusehen müssen, wie dieses Kind gestillt wird. Sie wurden wegen der Vergiftung abgepumpt – Sie können nicht stillen.»

Ich empfand diese Reaktion als übertrieben. Schliesslich hatte ich ja gar kein Kind – zumindest spürte ich keines! Weder körperlich noch emotional.

Man erklärte mir immer wieder, dass ich eine schwere Schwangerschaftsvergiftung hatte und über sieben Tage im Koma gelegen war. Fünf Krampfanfälle seien abgewartet worden, bevor man einen Kaiserschnitt durchführte.

«Aber warum fühle ich mich so müde, so apathisch, so leer?» Ich verstand nichts von dem, was man mir sagte. Alles war so weit weg, so fremd. Ich bekam einfach nichts auf die Reihe.– Doch eines war da. Etwas. Im Traum sah ich meine Mutter – und meine sechs jüngeren Geschwister. Das war zumindest etwas.

Zweites Kapitel

Während meines Aufenthalts im Spital hatte ich Vorahnungen – einige davon weniger bedeutsam, heute kaum mehr erinnerlich. Doch zwei von ihnen waren tiefgreifend und trafen später tatsächlich ein:

Die erste war ein schöner Traum. Ich sah meinen Bruder Herbert mit seiner Freundin Elisabeth – wie sie sich an Heiligabend bei meiner Mutter verlobten. An diesem Tag rief ich sie an. Ich hatte ja ein Telefon neben meinem Krankenbett. Ganz erstaunt fragte sie: «Wieso weisst du das? Das weiss doch noch niemand! Was du alles träumst!»

Am nächsten Tag wurden alle Patientinnen und Patienten in den grossen Saal zur Weihnachtsfeier gebracht. Während ich mich

umsah, begann ich plötzlich, alles doppelt zu sehen. Nahe Gegenstände wirkten verschoben. Je weiter mein Blick in die Ferne wanderte – zum Beispiel zum Weihnachtsbaum – desto stärker das Bild: ein Baum oben links, der andere unten rechts. Ich rieb mir die Augen, wieder und wieder. Doch das Bild blieb – verschoben, verdoppelt, verwirrend.

Ein Schock durchfuhr mich. Was war jetzt schon wieder los? Die Nachricht, dass ich ein Kind geboren haben sollte, hatte sich irgendwo in einer Ecke meines Bewusstseins eingenistet – aber sie war noch lange nicht angekommen. Und nun dieses neue, beängstigende Symptom.

Ich schloss ein Auge – der Gegenstand war oben rechts. Dann das andere – plötzlich unten links. Ich wurde unruhig, rief nach der Krankenschwester. Man deckte ein Auge ab und versprach, dass bald ein Augenarzt kommen würde.

Meine Gedanken rasten. Wie soll ich so für ein Baby sorgen? Was, wenn ich danebengreife und es fallen lasse? Das war zu viel. Ich hielt es nicht aus. Nächte voller Schlaflosigkeit begannen, und selbst die Tabletten brachten kaum Erleichterung.

Tage später kam Dr. Pestalozzi: «Nichts Gravierendes feststellbar. Decken Sie vorerst ein Auge ab.» Mehr nicht. Wie sehr mich das aufwühlte, lässt sich kaum in Worte fassen.

Irgendwann wollte ich wissen, was eigentlich geschehen war. Ich erinnerte mich nicht.

Charly erzählte, ich hätte ihn damals telefonisch erreicht. Er sei sofort nach Hause geeilt – da hatte ich bereits den ersten Anfall: verdrehte Augen, Schaum vor dem Mund. Beim zweiten Anfall griff er beherzt ein. Um einen Zungenbiss zu vermeiden, schob er seine Finger zwischen meine Zähne – und ich biss kräftig zu. Ihm war

sofort klar, dass es sich um eine Schwangerschaftsvergiftung handelte. Der Arzt lobte später sein entschlossenes Handeln.

Als die Ambulanz kam, verstärkte sich der nächste Anfall. Mein Körper versteifte sich, der Schaum wurde stärker, die Augen rollten – und die Männer hatten grosse Mühe, mich in den Lift zu bringen.

In dem ganzen Chaos vergass Charly unsere Tochter Jacqueline. Sie musste, still und verstört, in einer Ecke miterleben, wie ich abtransportiert wurde. Als er mir das erzählte, konnte ich die Tränen nicht zurückhalten.

Die weiteren Anfälle – insgesamt fünf – ereigneten sich während der Fahrt und im Spital. Man wartete sie ab und führte dann einen Kaiserschnitt durch. Ein Mädchen – ein Achtmonatskind. Sie wurde zunächst zur Seite gelegt, um sich um mich zu kümmern.

Doch genau das wurde ihr zum Verhängnis. Der Sauerstoffmangel blieb zunächst unerkannt. Später wurde sie nach Aarau verlegt – dort gab es Brutkästen. Die Folge: eine geistige Behinderung.

Während ich sieben Tage lang im Koma lag, wurde Charly von den Ärzten beschwichtigt. Nur ein Tessiner Arzt sprach Klartext:

«Eine Schwangerschaftsvergiftung mit fünf Anfällen? Das hat noch keine Frau überlebt. Schon drei Krampfanfälle sind meist tödlich – für Mutter und Kind. Beten Sie! Die Chance ist gleich null. Wenn sie überlebt, wird sie sich verändern. Sie wird vieles nicht mehr 'normal' wahrnehmen.»

Das Wort «Eklampsie» stammt aus dem Griechischen – es bedeutet: «Es kommt aus heiterem Himmel.»

Der damalige Chefarzt, Prof. Dr. Roth, sagte zu Charly: «Das war eine klare Unterlassung. Hätte man die Harnuntersuchungen während der Schwangerschaft durchgeführt, wäre die Vergiftung frühzeitig erkennbar gewesen. Die Krampfanfälle wären gekommen – aber mit entsprechender Überwachung hätte man sie abmildern können. Ihre Frau hätte keine Hirnschäden erlitten. Und das Kind? Es hat die Anfälle im Mutterleib mitbekommen.»

Caroline – so heisst sie. Mein Mann liess sie nottaufen, weil niemand wusste, ob sie überleben würde. Sie überlebte – mit einer geistigen Beeinträchtigung.

Und ich? Ich hatte Sprachstörungen, halbseitige Lähmungen, Gedächtnisverlust und Doppelsehen, da die linken Augenmuskeln gelähmt waren. Doch das begriff ich nicht. Ich nahm nicht wahr, dass ich betroffen war. Alles war weit weg, unbegreiflich, ohne Gefühl.

Was mich innerlich am meisten beschäftigte: Ich hatte ein Kind geboren – und wusste nichts davon. Kein Muttergefühl, keine Bindung. Nur Leere.

Ein Gedanke kehrte immer wieder zurück: «Ich muss wohl essen, um Kraft zu bekommen. Ich habe doch angeblich ein kleines Kind. Wie soll das gehen?»

Ende Dezember – der Tag der Entlassung rückte näher. Die Krankenschwestern redeten mir gut zu. Ich würde nun nach Hause kommen. Das nahm mein Verstand auf, aber sonst – nichts.

Was sollte ich da? Ich war apathisch, erschöpft, müde. Und das Doppelsehen machte alles noch schwerer.

Auf dem Heimweg wollte mein Mann unbedingt noch ins «Alpenrösli», seine Stammbeiz. Dort erzählte er stolz, wie er geistesgegenwärtig den Zungenbiss verhindert hatte – wofür ihn der Arzt gelobt hatte. Nun wurde er auch von seinen Freunden gefeiert. In meinem Zustand empfand ich das als übertrieben. Ich war nicht wohl. Der Lärm, der Rauch, die neugierigen Blicke, mein zugedecktes Auge – alles war zu viel. Ich wollte nur nach Hause. Das viele Gerede bereitete mir Kopfschmerzen.

Ich fühlte nichts. Ich war einfach leer.

Drittes Kapitel

Einige Tage später fuhren wir nach Aarau, um Caroline zu sehen. Charly schwärmte davon, wie sie aussehe – dunkle, lockige Haare, klein und zart. Ich aber stand versteinert vor dem Brutkasten. Dieses Kind war mir fremd. So sehr ich mich auch bemühte, mir einzureden: «Du hast ein Mädchen geboren – deine Tochter – streichle sie, hab sie lieb!» Es regte sich nichts in mir. Ich wusste nicht, was ich hier sollte. Ich hatte sie doch nicht geboren – wie denn auch?

Ständig dachte ich: «Wie soll das werden? Was mache ich mit diesem Kind? Es fühlt sich an, als hätte man mir ein Kuckucksei ins Nest gelegt. Ich soll es baden, pflegen, ihm die Flasche geben – mit dieser Leere in mir und den Doppelbildern? Unvorstellbar!»

Dann kam der Gedanke: «Ich habe doch eine Tochter – Jacqueline! Wo ist sie?»

Charly erklärte: «Sie ist bei deiner Schwester Anni mit Walter und den Kindern, Martina und Tanja. Sie feiern bei Oma in Saalfelden.»

Gut, dachte ich – da ist sie gut aufgehoben.

Ungefähr vier Wochen später holten wir Caroline nach Hause. Ich brauchte noch etwas Zeit. Jacqueline war inzwischen wieder bei mir, und ich konnte für sie da sein. Eine pensionierte Krankenschwester unterstützte mich eine Weile. Als ich ihr von allem erzählte, war sie erschüttert: «Was? Da leben Sie noch? Früher hat das niemand überlebt! Ist das möglich?»

Ich war überrascht – und erinnerlich lächelte ich sogar. «Dann muss wohl etwas Gravierendes passiert sein», dachte ich. «Na schön ... dann lebe ich.»

Doch Alltag, Familie, Haushalt, Kinder – das überstieg meine Kräfte. Es war ein Dauerzustand: erschöpft, müde, apathisch. «Warum schreit das Kind immer?» Ich hörte jedes Geräusch, sprang wie gestochen aus dem Bett, schlug mir den Kopf – alles doppelt, alles zu viel.

Charly arbeitete als Koch in einer nahen Stadt. Meist kam er am Nachmittag heim, ruhte sich aus – und war erst um Mitternacht zurück. Schrie Caroline nachts, war es meine Aufgabe, sie zu beruhigen. Wie hätte es auch anders sein sollen? Er wollte seine Ruhe.

Ich musste mir angewöhnen, alles aufzuschreiben. Mein Gedächtnis war wie ausgelöscht. Sobald ich abgelenkt wurde, vergass ich alles. Ich begann, Gefühle, Ereignisse und Termine in meinen Kalender zu kritzeln – oft übereinander, oft unleserlich. Dass mit mir etwas nicht stimmte, erkannte ich nicht.

Erst 25 Jahre später begriff ich: Ich war ein anderer Mensch geworden. Damals war ich niemand – ich spürte mich nicht.

Im April 1974 wurde ich am linken Auge operiert. Die starken

Prismengläser brachten kaum Erleichterung, stattdessen Doppeltsehen und quälende Kopfschmerzen. Die Brille mit ihren dicken, teils verklebten Gläsern schüchterte mich ein. Ich traute mich kaum aus dem Haus.

Gleichzeitig begannen Carolines Physiotherapien. Ihre Glieder waren steif, verdreht – zweimal pro Woche marschierte ich mit dem Kinderwagen fast eine Stunde zu Fuss zur Therapie. Busfahren war selten möglich – das Geld reichte nicht.

Im Mai wurde ich sterilisiert. Bei Carolines Geburt war das wegen meines Komas nicht möglich gewesen. Eine dritte Schwangerschaft wäre lebensgefährlich gewesen.

Die Behandlung übernahm – ausgerechnet – Dr. K. Vorher verschrieb er mir Valium, da Caroline sehr unruhig war und ich kaum ein Auge zubekam. Grotesk, dass ich noch in Behandlung bei ihm war – denn ich erkannte damals noch nicht, was passiert war, was er versäumt hatte. Die Hirnverletzung wurde erst Jahre später diagnostiziert.

Das Medikament bewirkte das Gegenteil. Ich lag nachts wach, hörte jedes Geräusch, war tagsüber zu müde für Kinder und Haushalt. Jacqueline war mein Lichtblick – mein Ein und Alles.

Wenn ich Caroline auf den Arm nahm, stiess sie mich ab, spreizte Arme und Beine. Sie spürte wohl, dass ich sie nicht annehmen konnte. Warum konnte ich sie nicht so lieben wie Jacqueline? Ich verstand es nicht. Vielleicht kam ihre Abwehr von der Therapie, durch ihre zunehmende Kraft? Doch sollte ein Kind nicht zur Ruhe kommen, wenn man es im Arm hält?

Die Depressionen liessen sich nicht mehr übersehen. Der Nebel, das monotone Grau, drückten zusätzlich. Ich hoffte auf tröstende

Worte von Charly, auf Mitgefühl – «Wie geht es dir? Das schaffen wir schon!» – doch nichts kam. Stattdessen immer wieder:

«Diesen Arzt zeig ich an! Das ist ja kein Zustand. Mit dir stimmt was nicht – das ist nicht auszuhalten!»

Ich verstand ihn nicht. Warum anzeigen? Ich konnte doch gehen, sehen, den Haushalt führen – ich funktionierte. Ich dachte nur, es sei eben eine schwere Geburt gewesen. Ich war einfach überfordert. Jede Bewegung fiel schwer.

Aber statt mir zu helfen, schimpfte er. Eine kleine Hilfe – nur eine – hätte mir so gutgetan. Aber er kam nicht auf die Idee, irgendwo Hilfe zu holen. Den Arzt zeigte er nie an – es fehlte ihm der Mut. Schade, wie sich später herausstellen sollte.

Stattdessen hiess es: Ich sei dumm, nicht normal, nicht zu gebrauchen. Er wolle nur seine Ruhe.

Eines Nachmittags klingelte es heftig. Ich hatte mich gerade hingelegt, tastete nach der Brille – und öffnete verunsichert die Tür. Ein Gerichtsvollzieher stand davor. Ich war sprachlos.

Er fragte nach meinem Mann – der war bei der Arbeit – und ging wieder. Ich schloss die Tür, sackte auf den Boden. Scham überkam mich.

Langsam schleppte ich mich zum Schrank, holte die Mappe mit den Unterlagen, schlug sie auf – mein Blick fiel in den Papierkorb. Mahnungen, unbezahlte Rechnungen.

Von wegen: «Ich hab alles bezahlt.» Wahrscheinlicher war, dass er sich mehr Taschengeld gegönnt hatte. Damals bekam man den Lohn noch im Briefumschlag.

Wut stieg in mir auf. Ich – Schulden? Das passte nicht. Das war mir völlig fremd.

Viertes Kapitel

Am nächsten Nachmittag wollte ich eine Erklärung. Warum hatte ein Eintreiber an unsere Tür geklopft? Charlys Antwort war: «Das verstehst du nicht. Das geht dich nichts an. Die sollen halt warten. Ich verdiene schliesslich das Geld – also bestimme ich auch, wie ich es ausgabe.»

Ich war sprachlos. Ohne ein weiteres Wort ging ich in die Küche. In meinem Kopf dämmerte eine Erinnerung: Hatte es nicht schon früher Anzeichen gegeben, dass er mit Geld schlecht umgehen konnte? Ich hatte keine Kraft, mich zu wehren – aber ich spürte, dass die Geldsorgen grösser werden würden.

Mein Interesse war geweckt. Ich suchte nach Unterlagen und begann zu rechnen. Neben den fixen Kosten – wie der Leasingrate fürs Auto – drängte nun auch die nächste Steuerrate. In drei Monaten war sie fällig. Ich, die «dumme Kuh», fing an zu kalkulieren, wie ich vom ohnehin knappen Haushaltsgeld etwas zurücklegen könnte – und worauf wir verzichten müssten, um durchzukommen.

Nach einer energischen Auseinandersetzung willigte Charly ein, die Einnahmen und Ausgaben mit mir zu besprechen. Ich übernahm das Ausfüllen. Begeistert war er nicht – aber er musste erkennen: Ich konnte besser mit Geld umgehen. Die Kopfschmerzen blieben – aber ich biss mich durch.

Im April 1975 wechselte Charly den Job: Von Olten nach Hunzenschwil im Aargau. Er war nur noch mittwochs und sonntags zu

Hause. Für mich fühlte es sich an, als hätte er dort seine Ruhe – besonders nachts. Wenn Caroline schrie, war immer ich dran.

Dann kam wieder so ein dunkler Tag. Sorgen und Verzweiflung lähmten mich. Ich stand am Fenster, schüttelte die Bettdecken aus, legte sie über die Brüstung – und plötzlich durchzuckte mich ein Gedanke: Wenn ich springe, ist alles vorbei. Nur ein kleiner Hüpfen vom vierten Stock. Dann ist Ruhe. Diese Gedanken kamen zwei- bis dreimal.

Ein anderes Mal war die Trostlosigkeit wieder allgegenwärtig. Der Kopfschmerz, die dicken Gläser, die Sorgen – alles erdrückte mich. Im Wohnzimmer öffnete ich, wie ferngesteuert, den Barschrank und holte eine Flasche Bauernschnaps hervor. Ein Stamperl – das gönne ich mir.

Es blieb nicht bei einem. Immer wieder goss ich nach – bis ich innehielt. Die Flasche war halb leer. Was tust du da? Bist du von Sinnen? Du hast zwei Kinder!

Eigenartig war: Ich war nicht betrunken. Nicht einmal beschwipst. Es war einfach ... ruhig in mir. Wohl. Und trotzdem: Es passierte nie wieder. Irgendwie sah ich danach klarer.

Dann kamen wieder bessere Tage. Ich freute mich über Kleinigkeiten, nahm nicht alles todernst, war liebevoller zu den Kindern. Doch in mir bebt eine rastlose Unruhe. Es war wie Panik – als wäre ich lange fort gewesen und müsste nun alles aufholen. Alles sofort. Es durfte nichts warten. Dieses Getrieben-Sein machte mich fast wahnsinnig.

Der Frühling verging, der Sommer kam. Ende Juni 1975 fand in Olten ein Fest statt. Mit dem Kinderwagen spazierten wir durch die Stadt und landeten im «Rossstall». Charly traf einen Bekannten,